

Julia Hanel

Liebe, Zimt und Zucker

Roman

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein-taschenbuch.de



Originalausgabe im Ullstein Taschenbuch
1. Auflage September 2016
© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2016
Umschlaggestaltung: Favoritbuero GbR, München
Titelabbildung: © avian/shutterstock (Kaffeebecher);
© whiteisthecolor/shutterstock (Mann auf dem Becher);
© Lyolya/shutterstock (Frau auf dem Becher)
Satz: LVD GmbH, Berlin
Gesetzt aus der Albertina
Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-548-28788-1

Für Harald, Petra, Laura, Nina und Lucas.

Weil ihr da seid, wenn das Leben mal nur schwarzen Kaffee bietet.

Prolog

Von: marit.jansen@web.de

An: j.a.@t-online.de

Hallo J. A.,

ich habe etwas, das Ihnen gehört. Und bevor Sie jetzt in einem Anflug von Panik die Polizei rufen: Das ist keine anonyme Erpressermail, sondern die Folge von zwei sehr vollen Gläsern Weißwein und einer seit Jahrzehnten andauernden Vorliebe für *Tatort*. Jetzt, wo ich diesen Satz endlich mal aussprechen konnte, verrate ich Ihnen, warum ich Ihnen wirklich schreibe:

Ich habe heute einen USB-Stick im Coffeeshop gefunden und vermute, dass er Ihnen gehört. Da ich noch nie in meinem ganzen Leben ein exklusiveres Exemplar gesehen habe (Edelstahl! Gravur!) und er einige Ordner mit persönlichen Dokumenten enthält, gehe ich davon aus, dass Sie ihn wiederhaben möchten. (Spätestens jetzt können Sie sicher sein, dass ich kein Erpresser bin, denn ich erwähne keine Gegenleistung.) Sie können ihn morgen zwischen 8 und 16 Uhr im Coffeeshop abholen.

Übrigens: Die Fotos, die Sie in Prag gemacht haben, gefallen mir sehr gut. Ich würde Ihnen allerdings raten, das nächste Mal

eine kürzere Belichtungszeit zu nehmen, wenn die Sonne scheint (das wäre bei Ihren Toskana-Fotos auch klug gewesen).

Mit freundlichen Grüßen

M. J. (Ich kann das auch ☺)

Von: j.a.@t-online.de

An: marit.jansen@web.de

Hallo Frau Jansen,

ich muss Sie leider enttäuschen: Sie können das nicht (Ihre Mailadresse ist, was Ihren Namen anbelangt, ein kleines bisschen aussagekräftiger als meine. Einen guten Erpresser würden Sie also eher nicht abgeben). Aber ich verstehe, was Sie meinen. Irgendwann möchte ich auch mal in ein Taxi steigen und »Folgen Sie diesem Wagen« schreien. ☺

Vielen Dank, dass Sie meinen USB-Stick gefunden und aufbewahrt haben – auch wenn ich mich gerade frage, woher Sie meine Mailadresse haben. Ich habe ihn bereits schmerzlich vermisst, weil ich darauf einige sehr wichtige persönliche und berufliche Dokumente abgespeichert habe – und Ihnen gerade wahrscheinlich einen Anlass gebe, meine Ordner noch ein wenig akribischer zu durchforsten. ☺

Wenn Sie mir noch kurz sagen, in welchem Coffeeshop Sie ihn gefunden haben, hole ich ihn morgen dort ab. Es ist schon eine Weile her, dass ich ihn verloren habe, insofern kommen da einige in Frage.

Mit freundlichen Grüßen

J. A.

PS: Vielen Dank für die fachmännische Einschätzung meiner Urlaubsfotos. Was hält Ihr geschultes Auge von der Holzskulptur, die ich in Kapstadt gekauft habe? (Ordner: »Südafrika 2015«) Zwei sehr volle Gläser Wein – ROTWEIN – und ich bin mir nicht mehr sicher, ob sie tatsächlich einen Elefanten darstellt.

Von: marit.jansen@web.de

An: j.a.@t-online.de

Hallo J. A.,

es ist eindeutig KEIN Elefant (Dazu brauchen Sie zwei Gläser Wein?). Ich finde das NASHORN trotzdem sehr hübsch. Wobei ich mich eher für die Giraffe entschieden hätte, die Ihre Freundin in den Händen hält. Geben Sie es zu, Sie haben sie zum Elefanten-Nashorn überredet und zweifeln jetzt an Ihrer Entscheidung! Ihre Mailadresse stand übrigens auf der Abholbestätigung für Ihre Urlaubsfotos, die Sie ebenfalls abgespeichert haben – wahrscheinlich, um sie vor Dienstende noch schnell im Büro auszudrucken. Zumindest würde ich das so machen. ☺

Viele Grüße

Marit Jansen

PS: Es ist der Coffeeshop in Altberg. Gibt nur einen.

Von: j.a.@t-online.de

An: marit.jansen@web.de

Hallo Frau Jansen,

an diesen Coffeeshop erinnere ich mich gut. Leider ist er nicht gerade um die Ecke. Würde es Ihnen etwas ausmachen, noch ein paar Tage länger auf meinen Stick aufzupassen? Vielleicht bis Freitag? Da wäre ich beruflich in der Gegend und könnte vorbeikommen ...

VG

J. A.

Von: marit.jansen@web.de

An: j.a.@t-online.de

Hallo J. A.,

Freitag ist kein Problem, es gibt ja noch genügend Ordner zu erkunden! ☺ Zwischen 8 und 16 Uhr bin ich da.

Viele Grüße

Marit Jansen

PS: Ist Ihnen bewusst, dass Ihr Name etwas sehr Positives an sich hat – vor allem, wenn man die Punkte weglässt?

Von: j.a.@t-online.de

An: marit.jansen@web.de

Hallo Frau Jansen,

wohnen Sie in diesem Coffeeshop, oder trinken Sie nur sehr oft sehr gerne und sehr lange Kaffee? Ich werde um die Mittagszeit vorbeikommen, sobald mein Termin zu Ende ist.

Übrigens ist das nicht meine Freundin auf den Fotos, sondern lediglich eine sehr gute (und zufälligerweise sehr attraktive) Sandkastenfreundin, von der ich lange Zeit gehofft habe, sie würde irgendwann einmal als Frau an meiner Seite enden. Aber diesmal habe ich es mir scheinbar mit einer Nashorn-Skulptur versaut. Mal sehen, was der nächste Urlaub bringt.

Viele Grüße und bis Freitag

J. A., es ist mir aufgefallen (das ist witzig, oder?).

1.

Eine Woche zuvor

»Cappuccino und Espresso, bitte.«

Wer in einem Coffeeshop arbeitet, lernt fürs Leben:
86,9 Prozent aller Menschen können kein Italienisch.

»Für hier oder zum Mitnehmen?«

»Zum hier«, antwortet der Mann auf der anderen Seite des Tresens.

86,9 Prozent können weder Italienisch noch Deutsch.

»Klein, mittel oder groß?«

»Normal.«

»Also klein?«, hake ich nach.

»Na, normal.«

Er sieht mich verständnislos an, und ich zwingen mich zu einem freundlichen Lächeln, einem, bei dem man sogar meine Zähne sieht. Routiniert schiebe ich eine kleine weiße Tasse unter den Vollautomaten, der wuchtig vor mir thront. So routiniert, als hätte ich mein Leben lang nichts anderes gemacht. Als wäre es meine Berufung, kleine weiße Tassen unter Vollautomaten zu stellen.

»Das ist doch aber der kleine«, bemerkt der Kunde grimmig, während sein wurstiger Zeigefinger auf die brummende Maschine deutet, aus der gerade ein brauner dünner

Strahl in die Tasse schießt und kleine Dampfwolken dabei erzeugt. Er ist groß und kräftig und sieht in seinem neongelben T-Shirt aus, als hätte er eine ganze Packung Textmarker zum Frühstück vertilgt.

»Ja, Sie haben *normal* gesagt.«

»Ich will aber den in der größeren Tasse, den mittleren!«

Er bläst die Backen wie ein Hamster auf, während auf seiner Stirn eine feine Ader hervortritt.

»Normal ist immer klein«, erkläre ich geduldig – zum gefühlten dreiundvierzigsten Mal in dieser Woche und füge ein gemurmertes »zumindest bei uns« hinzu, weil mir diese Regel selbst nicht ganz einleuchtet. Aber wer längere Zeit in einem Coffeeshop arbeitet, lernt schnell, dass der Ausdruck *normal* so ziemlich alles heißen kann.

»Bei mir heißt *normal* aber mittel.«

»Tut mir leid, aber bei uns bedeutet *normal* immer klein.«

»Dann müssen Sie das schon hinschreiben«, wettet er.

Ich kämpfe gegen den Drang an, »Expresso« zu sagen, dass es keinen Sinn macht, unsere Kunden darauf aufmerksam zu machen, dass *normal* bei uns klein bedeutet, denn dann müsste ich ihm auch gleich erklären, dass *normal* nicht einmal auf unserer Karte steht, und dann würde er mir womöglich empfehlen, *normal* in die Karte aufzunehmen, und ich müsste diesen Vorschlag respektvoll ablehnen und wieder mein Zahnpaste-Lächeln aufsetzen, das mir erschreckenderweise von Tag zu Tag leichter fällt.

»Das gebe ich gern an meine Chefin weiter.«

So gern, wie Menschen Marder unter ihren Autos hervorspringen sehen.

»Expresso« scheint für den Augenblick besänftigt, legt

den passenden Betrag an Münzen auf den Tresen und balanciert die beiden Tassen ungelenkt an Tisch drei, wo seine Frau geradezu ekstatisch mit dem Zuckerstreuer über ihren Cappuccino herfällt. Wahrscheinlich wünscht er sich in diesem Moment, sie würde sich nur einmal in ihrem Leben so auf ihn stürzen.

Ich kehre den beiden den Rücken zu und räume das Geschirr in die Spülmaschine, das mein Kollege Moritz zu so instabilen Türmchen gestapelt hat, dass ein einziger falscher Handgriff alles zum Einsturz bringen könnte. Ein bisschen wie beim »Jenga«-Spielen. Und wenn's schiefgeht, wie bei einem Polterabend.

»Da fehlt noch Ma-ze-do-nia.«

Ich weiß schon, bevor ich mich umdrehe, wer am Tresen steht und die Silben dieses Wortes so lange dehnt, als bestünden sie aus extra elastischem Kaugummi. Als ich nicht reagiere und fieberhaft überlege, was ein Balkanstaat mit Cappuccino zu tun haben könnte, bringt »Espresso« wieder den Wurstfinger ins Spiel und deutet auf die Coffee-Flavour-Flaschen, die in allen erdenklichen Farbtönen in einer akkuraten Reihe hinter mir auf einem Regal stehen.

»Das da«, murrte er ungeduldig.

»Meinen Sie die Flavours?«

Als mir das Wort »Flavours« über die Lippen kommt, rümpft er verdrießlich die Nase, als hätte er eine Allergie gegen die englische Sprache.

»Ja, meine Frau will dieses Mazedonia in ihren Cappuccino.«

Mein Blick wandert zu der Ansammlung von Flaschen,

vorbei an Vanille, Haselnuss, Amaretto, Karamell, Irish Cream, Tiramisu und ... Macadamia.

»Meinen Sie Macadamia?«

»Hab ich doch gesagt.«

Nein, haben Sie nicht, möchte ich ihm ins Gesicht schreien. Stattdessen antworte ich mit ruhiger Stimme, dass das einen Aufpreis von 20 Cent macht, während das Lächeln auf meinem Gesicht so anstrengend wird, dass ich darüber nachdenke, mir in Zukunft eine Heath-Ledger-Gedächtnisfratze um die Mundwinkel zu malen und als Joker aufzutreten. Seine wurstigen Finger schieben wieder Münzen über den Tresen, bevor er mit Argusaugen beobachtet, wie ich zweimal auf den Spender drücke und ein goldbrauner Strahl Macadamia-Flavour in die Tasse seiner Frau schießt. Das Aroma steigt mir angenehm in die Nase und lässt mich an frisch gebackenen Nusskuchen denken. Er brummt etwas, das wie »Danke« klingt, und trägt seine Tasse davon.

»Einmal das Angebot der Woche. Diesen Cappuccino Tiramisu.«

Eine ältere Dame mit grauer Föhnwelle lächelt mich höflich an und erinnert mich dabei ein wenig an meine Großmutter aus Husum, die ich nur von Fotos kenne, weil sie vor meiner Geburt an Einsamkeit gestorben ist. So erzählte mir jedenfalls mein Vater die Geschichte, als ich ein kleines Mädchen war, aber ich glaube, es lag eher am Alkohol, den sie während der Einsamkeit getrunken hat.

Ich habe die Dame mit der Föhnwelle noch nie zuvor gesehen, was nicht allzu ungewöhnlich ist, da gerade einmal zwei Wochen vergangen sind, seit ich zum ersten Mal Milch hinter diesem Tresen geschäumt habe – seit ich Kafka gegen

Kaffee getauscht habe. Dennoch habe ich mich bereits an viele Gesichter der Menschen gewöhnt, die hier täglich ein und aus gehen. Der Anzugträger, der ein großes Glas Wasser zum Espresso bestellt, es dann aber nie anrührt, die langhalsige Frau, die immer viermal auf den Süßstoffspender drückt, die Schüler, die verlegen kichern, wenn sie Amaretto-Flavour ordern, weil sie denken, er enthalte Alkohol, die Dame im Hosenanzug, die immer schwarzen Kaffee bestellt und ihn heimlich mit Schnaps aus ihrem Flachmann streckt.

»Macht dann bitte 2,20.«

»Das ist aber günstig«, murmelt die alte Dame überrascht und kramt mit zartrosa lackierten Nägeln in einer altmodischen Geldbörse aus Krokodilleder, die größer ist als die Mehrheit meiner Handtaschen. Nachdem sie gefühlte fünf Minuten gekramt hat, drückt sie mir zwinkernd drei Euro in die Hand und murmelt etwas, das wie »Trinkgeld« klingt und wohl auch so viel bedeuten soll.

»Sie verdienen ja sicher auch nicht die Welt«, fügt sie mit dem gutmütigen Zwinkern älterer Damen hinzu und verstaubt ihre Riesengeldbörse in einer Tasche mit goldener Schnalle.

Acht Euro fünfzig die Stunde, und wenn's gut läuft Trinkgeld. Aber das sage ich nicht. Stattdessen kippe ich den Rest der Milch in das kleine Metallkännchen und drehe die Düse voll auf. Ich mag das Zischen, das sich wenige Sekunden später einstellt und die Milch heiß und cremig werden lässt. Es ist eine Wissenschaft für sich, den perfekten Schaum zu kreieren. Einen Schaum, der so fest ist, dass er wie geschlagene Sahne aussieht. Wie frisch gefallener Schnee.

»Ist das eigentlich ein Beruf, was Sie da machen?«, fragt die ältere Dame skeptisch, während ich den Schaum auf ihren Cappuccino gieße. Ich nicke bestätigend, doch das scheint sie nicht zu befriedigen.

»Dann machen Sie den ganzen Tag Kaffee? Von morgens bis abends?«

Ihre Skepsis hat sich in Fassungslosigkeit verwandelt. Ich nicke ein zweites Mal und hoffe, die entwürdigende Fragestunde zur Trostlosigkeit meines Daseins auf diese Weise beenden zu können.

»Sie haben wohl keinen Schulabschluss?«, fragt sie mit bedauernder Stimme, während sich echtes Mitleid in ihren von tiefen Falten umgebenen Augen spiegelt.

»Doch, doch, ich habe einen Schulabschluss«, erkläre ich ihr mit hochroten Wangen. »Sogar einen Hochschulabschluss«, füge ich kleinlaut hinzu und zerstöre ihr Weltbild nun endgültig.

»Und warum arbeiten Sie dann in diesem ... Kaffeegeschäft?«

Gute Frage. Warum arbeite ich, Marit Jansen, 28 Jahre, frischgebackene Diplom-Literaturwissenschaftlerin mit einem Master in Anglistik, in einem »Kaffeegeschäft« in der Provinz? Warum sitze ich in diesem Moment nicht vor einem Stapel Bücher in der Bibliothek meiner Hamburger Universität und schreibe an den ersten Seiten meiner Promotion über die Darstellung der Liebe in Kafkas Romanen? Lange Geschichte. Sie beginnt mit Zimtschnecken und endet mit einer Tür, die sich vor meiner Nase schließt.

»Na ja, es macht mir einfach Spaß.«

Genauso viel wie Fensterputzen, Impfungen und Anträge ausfüllen.

Immerhin lässt sie mich in Ruhe und greift nach ihrem Cappuccino.

»Und das Tiramisu?«

»Das ist im Cappuccino.«

Ihre dünnen Augenbrauen heben sich fast bis zum Haaransatz. Sie starrt erst mich, dann die Tasse an.

»Sie haben das Tiramisu in meinen Cappuccino ... gekippt?«

»Äh, ja«, erwidere ich verständnislos, während ihr die Freundlichkeit wie eine Maske vom Gesicht zu rutschen scheint.

»Und wie soll ich es jetzt essen?«

Ich erkläre ihr geduldig, dass mit dem Tiramisu ein Flavour für den Cappuccino gemeint ist – und was ein Flavour ist –, und sie erklärt mir im Gegenzug, dass sie dachte, es handle sich um ein richtiges Stück Tiramisu und das nun sehr enttäuschend für sie sei. Dabei rümpft sie genauso verdrießlich die Nase wie der Mann mit den Wurstfingern.

»Das müssten Sie wenigstens hinschreiben«, bemerkt sie eingeschnappt, bevor sie mir den Rücken kehrt, wahrscheinlich auf Lebenszeit. *Immer alles hinschreiben.*

2.

Mein Leben war nicht immer so, würde es in einem kitschigen Spielfilm heißen. Und dann wäre da eine Frau, die einen sehnsuchtsvollen Blick aufsetzen und sich ihre Jugendjahre in Sepia vor Augen führen würde. Dazu würden sie »Mit 17 hat man noch Träume« von Peggy March spielen und eine Nahaufnahme von meinem Gesicht zeigen. Dabei bin ich nicht mal 17. Ich kenne nur keinen Song, in dem jemand 28 ist. 28 ist nicht gerade das Alter, über das man Songs schreibt. Zu nah an der 30, zu weit weg von der 20. Irgendwie unbedeutend.

So unbedeutend wie mein Job im einzigen Coffeeshop, den die Kleinstadt Altberg zu bieten hat. Eine Stadt, die so aufregend ist wie ihr Name, in der es noch Metzgereien gibt, die »Metzgerei« heißen, und Bäckereien, auf deren Hausfasaden »Bäckerei« steht. Und wenn darüber gesprochen wird, was in der Zeitung steht, weiß jeder, in welcher, denn es gibt nun mal nur eine.

Eine Stadt, die sich als Kulisse für Hollywoodfilme anbieten würde, in denen versnobte Großstadtmädchen auf der Suche nach dem nächsten Starbucks mit Highheels unbeholfen über das Kopfsteinpflaster stolpern und sich anschließend in den Dorf-Cowboy verlieben, nebenbei noch ihr Leben hinterfragen und sich von ihrem Großstadt-Ver-

lobten trennen, weil sie erkennen, was im Leben wirklich zählt.

Manchmal habe ich das Gefühl, dass mein Leben so ein Film ist – bis mir einfällt, dass ich, abgesehen davon, dass ich ebenfalls aus einer Großstadt stamme, nichts mit diesen Mädchen gemeinsam habe. Keine Highheels, kein Dorf-Cowboy, kein Großstadt-Verlobter. Und schon gar keine Erkenntnis, was im Leben wirklich zählt.

In dieser Stadt hat meine Chefin Heike vor über zehn Jahren einen kleinen Coffeeshop eröffnet und ihn in einem sehr originellen Moment *Coffeeshop* getauft. Er liegt mitten in der Altberger Innenstadt, in einem hübschen alten Fachwerkhaus mit kohlschwarzen Balken, direkt am Marktplatz, und ist in etwa so groß wie eine öffentliche Toilette. Wer von außen durch die deckenhohen Schaufenster hineinsieht, entdeckt fünf kleine Holztische, um die sich Stühle und Sessel in den verschiedensten Größen, Formen und Farben gruppieren, die aussehen, als hätte man sie aus sämtlichen Flohmärkten der Region zusammengetragen. Schnörkelige pastellfarbene Rosen blühen auf einer Tapete, die zum Set einer Jane-Austen-Verfilmung gehören könnte. Ein Einrichtungsstil, der das große Glück hat, inzwischen als retro-hip zu gelten, und nur darauf hoffen kann, dass dieser Trend niemals endet.

Ausgefallene Kaffeekreationen oder Modegetränke, die »Soja«, »Chai« oder »Matcha« im Namen tragen, sucht man im *Coffeeshop* in Altberg vergebens. Das Angebot ist überschaubar und »den örtlichen Ansprüchen angepasst«, wie Heike es formuliert hat, als sie mich an meinem ersten Tag angelernt hat. Mit den Abläufen war ich schnell vertraut,

denn Heikes Laden ist nicht der erste Coffeeshop, in dem ich arbeite – nur der erste, in dem ich nicht ganz freiwillig gelandet bin.

Während meines Studiums in Hamburg habe ich sechs Jahre lang montags und mittwochs in der *Kaffeebohne* gejobbt, einem kleinen Café im Schanzenviertel mit windschiefen Holztischen und löchrigen Ohrensesseln, das vor allem Studenten angelockt hat, weil man dort im Gegensatz zu *Starbucks* keinen Kredit aufnehmen musste, um sich einen großen Frappuccino mit Sahne und Schokostreuseln leisten zu können. Außerdem gab es in der *Kaffeebohne* die besten Zimtschnecken der ganzen Stadt. Als wäre es gestern gewesen, sehe ich mich Bleche voller buttrig-weicher Zimtschnecken aus dem alten rostigen Backofen ziehen, die einen geradezu himmlischen Duft aus Zimt und Zucker verströmen und ein wohliges Lächeln auf jedes Gesicht zaubern, das durch die Tür kommt. Eines dieser Gesichter war das von Toby.

Es war ein Tag im April, einer, der dem schlechten Ruf dieses Monats alle Ehre machte und ein Wechselbad aus Sonne, Hagel, Blitz und Donner bot. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er sich klatschnass durch die Tür schob, den Regen aus den kurzen, blonden Haaren schüttelte und an seinem hellen Hemd zog, das sich wie eine zweite Haut um seinen Körper gelegt hatte. Mir war sofort klar, dass er nicht aus Hamburg kommen konnte, denn um diese Jahreszeit ohne Schirm und Jacke in der Hansestadt unterwegs zu sein, war, als würde man den Wettergott herausfordern. Fröstelnd rieb er sich die Hände, und ich hätte fast so etwas wie Mitleid empfunden, wären da nicht diese riesigen Wasserlachen gewesen, die sich um seine Füße ausbreiteten. Während er die Ge-

tränkekarte betrachtete, sah ich mich nach Feierabend den Boden wischen. Aber als er dann schließlich an der Reihe war und mir ein kurzes, freundliches Lächeln schenkte, während ihm der Regen aus den Haaren lief, entlang der Stirn, seitlich am Auge vorbei, über die Wange und den Hals hinab, hätte ich den Boden plötzlich gern für ihn gewischt, für diese stahlblauen Augen, das starke Kinn und die kleine Narbe unter der Lippe. Es schien, als würde die Zeit für einen Moment stillstehen. Einen magischen Moment lang.

Er bestellte zwei der noch warmen Zimtschnecken, die ich Minuten zuvor aus dem Ofen gezogen hatte, und schenkte mir dabei ein flüchtiges Lächeln, das ich am liebsten fotografiert hätte. Aber es war so schnell wieder verschwunden, dass ich nicht einmal Zeit gehabt hätte, auf den Auslöser zu drücken.

»Ich störe deinen Schönheitsschlaf ja nur ungern, aber vielleicht könntest du ihn auf heute Nacht verschieben? Frau Bogner hätte ihren Cappuccino gern heute noch.«

Ertappt zucke ich zusammen. Moritz wirft mir einen Blick zu, der Thermalquellen gefrieren lassen würde – und die Erinnerungen an meine erste Begegnung mit Toby wie mit einem Schwamm wegwischt. Als ich nicht reagiere, deutet er wortlos auf eine Frau mit blonder Föhnwelle, die so stark geschminkt ist, dass sie aussieht, als hätte man Wachs- malkreiden auf ihrem Gesicht getestet. Sie dankt es ihm mit einem zustimmenden Blick – und straft mich mit einem abschätzigen Lächeln, das ihr Gesicht noch maskenhafter erscheinen lässt. Betreten schnappe ich mir das kleine Metall- kännchen und fülle es zur Hälfte mit Milch.

»Klein, medium oder groß?«

»Wie immer«, antwortet sie übertrieben süßlich und sucht Moritz' Blick, der hinter meinem Rücken Geschirr in die Spülmaschine einräumt. Auch wenn sie mindestens 25 Jahre älter sein muss als er, kommt es mir vor, als würde sie in diesem Moment ihr Revier markieren, und ich muss mich zwingen, nicht spöttisch aufzulachen.

»Und ... was trinken Sie immer?«, frage ich geduldig, obwohl ich ihr am liebsten ins Gesicht schreien würde, dass sie den Titel »Treueste Kundin der Welt« gerne geschenkt haben kann, wenn sie mir nur sagt, in welcher Größe sie ihre verdammte Brühe trinken will.

»Medium«, höre ich Moritz hinter mir. »Frau Bogner trinkt ihren Cappuccino immer medium.«

Seine Stimme hat einen genervten Unterton, und ich bin mir sicher, dass er in diesem Moment seine Brauen übertrieben weit hochzieht – die gleiche Reaktion, die er gezeigt hat, als ich vor fast genau einer Woche zum ersten Mal vor ihm stand und dem misstrauischen Blick dieser dunklen Augen ausgesetzt war. Augen, die einen wie Pfeile durchbohren können und einem dabei das unguete Gefühl geben, eine lebendige Dartscheibe zu sein. Heike stellte mich ihm als neue Aushilfe vor, und ich konnte in seinem Gesicht lesen, dass sie mich keineswegs angekündigt hatte. Ich erinnere mich an das lautlose Pingpong ihrer Blicke, sein stummes »Was soll das?«, ihr beschwichtigendes »Ich erklär's dir später«. Ich weiß nicht, ob »später« je stattgefunden und wie diese Erklärung am Ende ausgesehen hat. Ob Heike ihm erzählt hat, dass ich vor ihr Auto gelaufen bin, einen Koffer in der rechten, einen in der linken Hand, das Gesicht tränenüberströmt. Ob sie Moritz gesagt hat, was ich bei einer Tasse Tee

in ihrem Wohnzimmer nur stockend hervorgebracht habe. Dass sich mein Freund, für den ich in diese Stadt ziehen wollte, plötzlich nicht mehr sicher ist, ob er mich noch liebt – dass ihm das scheinbar erst aufgefallen ist, als ich mit zwei Koffern vor seiner Tür stand. Dass ich nicht weiß, was ich machen soll und nicht einmal genug Geld habe, um mir ein Zugticket nach Hause zu kaufen.

»Genau so ist es«, holt mich Frau Bogners Stimme zurück ins Jetzt. »Medium. Wie ein gutes Rindersteak. Ihr Kollege weiß das.«

»Sie ist neu.«

Seine Worte sind weder versöhnlich noch verständnisvoll und fühlen sich wie eine verbale Ohrfeige an. Mit einem Grummeln im Bauch beobachte ich, wie Moritz ihr einen entschuldigenden Blick zuwirft, als wäre ich eine 16-jährige Praktikantin, die ihren ersten Tag hat.

Während ich den cremigen Milchschaum in die Tasse gieße, plaudert sie mit Moritz über das herrliche Herbstwetter und lacht immer wieder affektiert auf, wie die Hauptfigur einer Sitcom, die alle 30 Sekunden ihren Einsatz hat. Als ich ihr schließlich die Tasse über den Tresen schiebe, zieht sie eine Schnute und fragt pikiert, wo denn das Herz sei, der Kollege mache doch immer so ein hübsches Kakao-Herz in den Milchschaum. Ich spüre erneut Moritz' Blick auf mir und male mir das abschätzig Lächeln aus, das in diesem Moment um seine Lippen spielt. Ein wenig spöttisch erwidere ich, dass ich über diese außergewöhnlichen Fertigkeiten leider nicht verfüge, woraufhin sie die gepuderte Nase rümpft und ihren Cappuccino gemeinsam mit ihrem unsichtbaren Pfauengefieder zu einem freien Tisch trägt.

»Das war ziemlich ... herzlos«, bemerkt Moritz und schüttelt mit gespielter Entrüstung den Kopf, während ich mir vorstelle, wie es wäre, ihm eine Ladung aufgeschäumte Milch überzukippen und anschließend Kakaopulver auf seinem Kopf zu streuen – natürlich in Herzform.

Auch nach einer Woche gibt sich Moritz nicht gerade Mühe zu verbergen, was er davon hält, dass mich Heike ohne sein Wissen als Aushilfe eingestellt hat, und ich habe es aufgegeben, die merkwürdige Stimmung zwischen uns durch banalen Small Talk auflockern zu wollen. Dass wir uns täglich gefühlt einen Quadratmeter hinter einer Theke teilen müssen, uns dabei regelmäßig anrempeln oder auf die Füße treten, macht die Situation allerdings nicht angenehmer.

»Ich hätte gerne zwei Smooooti zum Mitnehmen«, sagt eine blondgelockte Frau mit einem pummeligen Jungen auf dem Arm, was einem Kunden hinter ihr ein schwaches Seufzen entlockt, weil er zu ahnen scheint, dass die Zubereitung von Smoothies mehr Zeit in Anspruch nimmt, als er eingeplant hat.

»Erdbeere oder Pfirsich?«, zählt Moritz unsere beiden Sorten auf, während er hinter meinem Rücken bereits Eiswürfel in den Mixer schaufelt.

»Magst du deinen Smooooti mit Erdbeere oder Pfirsich?«, fragt sie das Moppelchen auf ihrem Arm geduldig. Der Kleine beginnt, seelenruhig zu überlegen, während der Kunde hinter seiner Mutter ein zweites Mal, diesmal lauter, seufzt und zu begreifen scheint, dass es nicht darauf ankommt, wie lang eine Schlange ist, sondern wer in dieser Schlange vor einem steht.

»Zweimal Pfirsich«, entscheidet die Frau und zwinkert mir zu, als würden wir in einer Art Geheimsprache kommunizieren.

»Zwei Pfirsich-Smoothies zum Mitnehmen«, wiederhole ich für Moritz in der Hoffnung, unserer Kundin auf diese Weise subtil zu vermitteln, wie dieses Wort ausgesprochen wird. Doch ich kann es ihr nicht einmal verübeln, weil »Smoothie« mit Abstand das dämlichste Wort ist, das ich kenne – neben Eidotter und Rhododendron.

Während ich einen Augenblick darüber nachdenke, womit sich die Liste der dämlichsten Wörter der Welt ergänzen ließe, kümmert sich Moritz um die Zubereitung der Smoothies. Vor ein paar Tagen musste ich noch auf einem Spickzettel nachlesen, was in welcher Menge in den Mixer kommt, inzwischen habe ich es im Kopf – genauso wie die Geburtsdaten von Thomas und Heinrich Mann, die Unterepochen der Romantik, die Prinzipien der Poststrukturalisten und die Entwicklung des deutschen Buchhandels zwischen 1900 und 1945. Aber zu wissen, wie man einen Smoothie macht, bringt einen im Leben auch weiter. Hoffe ich zumindest.

Der Mixer zermalmt das Eis geräuschvoll, während ich mit einem Schmunzeln vier Euro kassiere. In Hamburg würde mir niemand glauben, dass es noch Coffeeshops gibt, in denen man einen Smoothie für zwei Euro bekommt. Dafür kriegt man dort vielleicht einen Becher.

»Da kommt er, unser Smooooti«, sagt die Kundin in einer für Mütter von Kleinkindern charakteristischen Tonlage. Ich muss einsehen, dass ich als Lehrerin auf ganzer Linie versagt habe. Wieder dieser grässlich langgezogene Vokal,

der sich wie ein Fingernagel auf einer Schiefertafel in meinen Ohren anhört.

»Der ist ja gelb«, murrte der Junge und verzieht das Gesicht. »Ich wollte einen roten.« Die Frau grinst beschämt, drückt ihrem Sohn den Becher in die Hand und tritt zur Seite, so dass ich in ein rundes, rotwangiges Gesicht blicke.

Es gibt wenige Kunden, die ich nicht ausstehen kann, aber Titten-Toni ist einer von ihnen. Sein richtiger Name lautet Anton; Moritz und Heike haben ihm allerdings einen Spitznamen gegeben, der besser zu ihm passt, weil er jeder Frau in den Ausschnitt starrt und mit Vorliebe anzügliche Witze macht, über die er dann selbst am meisten lacht. Allein seine Anwesenheit löst in mir das Bedürfnis aus, mich zu verschleiern und knielange Rollkragenpullover herbeizusehen.

»Hallo, Kaffeeböhnchen«, begrüßt er mich, als würde uns eine lebenslange Freundschaft verbinden, und seine Augen wandern wie gewohnt südlich. Er trägt ein graues Hemd, das früher einmal weiß war, und sich wie eine Plane über seinen Bierbauch spannt, der deutlich über seinem Hosensbund hängt. Auf seinem Kopf kleben pomadige schwarzgraue Strähnen, und zwischen dunklen Brusthaaren lugt ein Goldkettchen mit Kreuzanhänger hervor.

»Hast du was Heißes für mich?«

Ich zähle ihm auf, was wir im Angebot haben, wenngleich er es in- und auswendig kennt, weil er seit über zehn Jahren fast jeden Tag im *Coffeeshop* vorbeikommt und unser Angebot so beständig ist wie Stahl und Eisen. Toni entscheidet sich für einen doppelten Espresso, weil er, wie er sagt, eher auf die harten Sachen steht. Das findet er so lustig, dass er

sich fast verschluckt und zu husten beginnt. Als er seinen Espresso bezahlt, bin ich fasziniert, dass er es schafft, gleichzeitig auf meine Brüste und in seinen Geldbeutel zu sehen. Er legt ein 50-Cent-Stück auf den Tresen und zwinkert mir zu.

Es sind genau diese Momente, die es mir am schwersten machen, mein Leben, so wie es gerade ist, zu akzeptieren. Momente, in denen ich in Versuchung gerate, raushängen zu lassen, dass ich es nicht nötig habe, mich von notgeilen alten Säcken angaffen zu lassen. Dass ich ein Diplom in Literaturwissenschaft und einen Master in Anglistik habe und auf seine schmierigen 50 Cent scheiße.

Doch das wäre gelogen, denn abgesehen davon, dass mein Kontostand nach zehn Semestern Studium unter dem Meeresspiegel liegt, sind ein Diplom und ein Master in Altberg überhaupt nichts wert. Es gibt dort keinen Lehrstuhl für Literatur, keine renommierten Medienhäuser oder Fachverlage, keine Firmen, die sich dafür interessieren, ob man Alliterationen von Anaphern unterscheiden kann, geschweige denn, diese rhetorischen Mittel überhaupt kennt. Literarisch ausgedrückt ist Altberg eine einzige Themaverfehlung – und ausgerechnet ich habe mir dieses Thema ausgesucht. Denn die bittere Wahrheit ist, dass ich keinen Moment lang gezögert habe, als Toby mir damals vorgeschlagen hat, ihn in seine Heimatstadt Altberg zu begleiten, Hamburg zu verlassen und dort ein gemeinsames Leben zu beginnen. Keinen Moment darüber nachgedacht habe, wie dieser Schritt mein Leben verändern würde. Dass ich meine Wohnung kündigen, meine Freunde verlassen und meine Karrierepläne umschmeißen müsste.

All das schien für mich keine Rolle zu spielen, als wir im Dämmerlicht dicht nebeneinanderlagen, nackt und aufgeheizt von all den Küssen und Berührungen. Es gab in diesem Augenblick nichts Schöneres für mich als die Aussicht, für immer mit diesem Menschen zusammen zu sein. Vielleicht lag es am Nachglühen des Hormonfeuerwerks, dass ich sofort eingewilligt habe, vielleicht an der Angst vor der immer näher rückenden Trennung. Denn Toby war nur für sein Masterstudium nach Hamburg gezogen. Ich wusste, dass Hamburg keine Option für ihn war. Zu Hause in Altberg wartete ein großes Familienunternehmen auf ihn. »Du könntest in ein paar Monaten nachkommen, wenn du mit deinem Studium fertig bist«, hat Toby mir in jener Nacht ins Ohr geflüstert, und es war der schönste Vorschlag, den mir je jemand gemacht hat.

Wenige Wochen später mussten wir uns am Bahnhof in Hamburg voneinander verabschieden, umringt von zwei Koffern, in die Toby unsere gemeinsame Zeit gepackt hatte.

»Du wirst sehen, die Zeit geht schnell vorbei«, hat er mir beruhigend zugeflüstert, während mir dicke Tränen aus den Augen kullerten. Als hätte ich gewusst, dass unsere Liebe nur vier Jahreszeiten andauern würde, dass es unser letzter Kuss sein würde, unsere letzte Umarmung. Dann stieg er mit seinen zwei Koffern in den ICE und fuhr davon. Und ich stand auf Gleis sechs wie Elsa in »Casablanca«. Nur dass Elsa keine Diplomprüfungen vor sich hatte.